

6 Forschungsdesign

Im zweiten Teil der Arbeit steht die eigene qualitative Forschung im Vordergrund. Zunächst wird dabei das Forschungsdesign vorgestellt, welches sowohl die Forschungsprinzipien und das Herangehen, die Fallgewinnung und -auswahl, die Erhebung mittels Problemzentrierter Interviews und die Auswertung durch die Dokumentarische Methode umfasst.

Vor dem Hintergrund des Erkenntnisinteresses und des Zugangs zu einem neuen Untersuchungsgegenstand bietet sich ein qualitativer Forschungsansatz an, der sich durch seinen deskriptiven und interpretativen Ansatz von hypothesenprüfenden Verfahren abgrenzt (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 21ff.). Im Rahmen der qualitativen Forschung wurden vier Problemzentrierte Interviews (nach Witzel, 1985, 2000) mit Klient_innen der Beratungsstelle für sexuell übertragbare Infektionen und AIDS im Gesundheitsamt Leipzig geführt, welche mithilfe der Dokumentarischen Methode (nach Bohnsack, 2014; Bohnsack et al., 2013; Nohl, 2017) ausgewertet wurden.

Kennzeichnend für diesen qualitativen Forschungsprozess ist die Offenheit im Forschungsprozess sowie bei der Erhebung. Im Sinne der Subjektbezogenheit qualitativer Forschung bestimmt demnach der Gegenstand die Methode. So soll vorurteilsfrei, also ohne vorab festgelegte Deutungsmuster, Relevanzsysteme oder zu strenge Hypothesen, an das Forschungsfeld herangegangen werden (vgl. Rosenthal, 2015, S. 50ff.). Die im ersten Teil der Arbeit angeführten Vorannahmen und Theorien werden demnach als Vorwissen verstanden, welches durch die eigene qualitative Forschung weiterentwickelt, vertieft und angepasst wird und in Bezug auf die Bedeutungsebenen der Befragten offenbleibt.

Die Arbeit verfolgt dabei einen rekonstruktiven Ansatz. Ausgang des qualitativen Forschungsprozesses ist demnach die Alltagspraxis und das Alltagswissen der Erforschten und das Verstehen derselben. Der Sinn des Gesagten ergibt sich jedoch nicht unmittelbar aus den Äußerungen, sondern erst daraus, dass die spezifischen Bedeutungen und das intuitive Wissen, welches hinter den Äußerungen verborgen liegt, erschlossen werden. Die Rekonstruktion der Alltagspraxis und des Alltagswissens wird dabei durch eine »kontrollierte Methode des Fremdverstehens« ermöglicht (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 14ff.).

Trotz der geringen Fallzahl sollen die Fälle nicht nur für sich selbst und ihre fallinterne Sinnstruktur stehen, sondern auch repräsentativ sein. So wird im Kontrast zu quantitativen Forschungsmethoden, bei der eine Verallgemeinerung vor dem Hintergrund der Häufigkeit des Auftretens sozialer Phänomene geschieht, bei interpretativen Verfahren von einer generellen Auffindbarkeit des Allgemeinen im Besonderen ausgegangen, wofür die Menge der ausgewählten Fälle letztlich nicht ausschlaggebend ist (vgl. Rosenthal, 2015, S. 79).

»Jeder einzelne Fall, der ja immer ein in der sozialen Wirklichkeit konstituierter ist, verdeutlicht etwas über das Verhältnis von Individuellem und Allgemeinem. Er entsteht im Allgemeinen und ist demnach auch Teil des Allgemeinen. Damit gibt auch jeder einzelne Fall Hinweise auf das Allgemeine« (ebd.).

Vor diesem Hintergrund geht es in qualitativer Forschung weniger um eine (statistische) Repräsentativität als um eine konzeptuelle Repräsentanz der erhobenen Fälle (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 181ff.; Rosenthal, 2015, S. 79ff.).

Darüber hinaus ist in der sozialwissenschaftlichen Forschung die Einhaltung forschungsethischer Prinzipien unerlässlich. Aufgrund der Sensibilität des Themas orientierte ich mich dabei insbesondere an der Bonner Ethikerklärung (vgl. Poelchau et al., 2015). Zudem wurde ein Sicherheitskonzept in Bezug auf die

Umsetzung der Forschungsethik und Forschungsstandards erstellt, welches von der Stadt Leipzig genehmigt wurde. So sind darin der Sinn, Zweck und die Anlage der Forschungsarbeit und ihre spätere praktische Umsetzung formuliert. Dies schließt die Bestimmung der Art und des Umfangs der Daten, die Methode der Erhebung und die Weiterverarbeitung der Daten ein, inklusive des sachgemäßen Umgangs mit Technik und Software sowie Regelungen des Datenschutzes. Darüber hinaus wurde von jeder/jedem Teilnehmenden im Vorfeld des Interviews eine schriftliche Einwilligung eingeholt. Zudem wurde durch Pseudonymisierung und Anonymisierung der Daten darauf geachtet, dass eine Identifizierung der Untersuchten und eine Rückführbarkeit auf Personen weitestgehend ausgeschlossen werden kann. Dennoch kann eine Rückführbarkeit aufgrund der spezifischen Fall- und Lebensgeschichte zum Beispiel durch nahestehende Personen nicht gänzlich ausgeschlossen werden, was den Interviewten jedoch im Vorfeld erläutert wurde.

Die Interviews

Zunächst gestaltete sich der Zugang zum Untersuchungsfeld unkompliziert, da ich durch meine Anstellung in der Beratungsstelle für sexuell übertragbare Krankheiten und Aids im Gesundheitsamt Leipzig Klient_innen direkt ansprechen konnte. Schwieriger war jedoch die Frage, welche Klient_innen für die Forschung geeignet seien. Darüber hinaus stand die Überlegung im Zentrum, wie ein Zugang zu Schuldgefühlen der Klient_innen erreicht werden kann, ohne diese in ihrer aktuellen »Krise« während des Wartens auf das Testergebnis emotional zu überfordern und eine Verzerrung der Ergebnisse zu riskieren. Andererseits sollte aber auch nicht zu viel Zeit zwischen der Aktualität und einem »Abhaken« des Ereignisses und den damit verbundenen Schuldgefühlen verstreichen. Letztlich wurden in Anlehnung an das »Theoretical Sampling« (Glaser &

Strauss, 1967, nach Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 181ff.) die endgültigen Kriterien der Fallauswahl nicht direkt zu Beginn des Forschungsprozesses festgelegt, sondern im Verlauf der Forschung schrittweise entwickelt, wobei die Auswahlkriterien zunehmend spezifischer und eindeutiger wurden. Zunächst wurden Klient_innen gesucht,

- die in einer Situation waren, in der sie die Befürchtung hatten, sich mit HIV angesteckt zu haben, oder bei denen diese Sorge nicht allzu lange zurücklag;
- die vor Kurzem einen HIV-Test gemacht hatten;
- die in der Testberatung Schuldgefühle direkt geäußert oder anderweitig zum Ausdruck gebracht hatten, zum Beispiel durch Selbstvorwürfe.

Weiterhin kristallisierte sich heraus, dass es im Sinne einer Strategie des maximalen Vergleichs (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 173ff.) ratsam erschien, die Fälle nach unterschiedlichen Testanlässen, aber auch nach Geschlechtsidentität sowie der sexuellen Orientierung auszuwählen, da angenommen wurde, dass diese Kriterien einen Einfluss auf die Genese der Schuldgefühle haben. Die Interviews sollten zudem retrospektiv, das heißt zeitnah nach der Testung und der dazugehörigen Test- und Befundberatung, stattfinden. Es wurde zudem im Sinne der Fragestellung sowie aus forschungsethischen Gründen festgelegt, dass nur Klient_innen interviewt werden, die ein negatives Testergebnis haben und die keine klinisch relevanten Ängste oder Schuldgefühle vorweisen, beispielsweise Anzeichen einer Aids-Phobie oder -Hypochondrie.

Um Interviewpartner_innen zu gewinnen, wurden Informationszettel im Wartezimmer der Aidsberatungsstelle ausgelegt. Zudem wurden die Kolleginnen aufgefordert, Klient_innen, die in der HIV-Beratung Schuldgefühle äußerten, auf das Interviewgesuch aufmerksam zu machen. Auch die Möglichkeit, selbst Klient_innen der eigenen Beratungen anzusprechen, wurde genutzt. So erklärten sich drei von vier Interviewpartner_innen aus den

eigenen Beratungen zu einem Gespräch bereit. Dies lässt sich unter anderem vor dem Hintergrund meines Forschungsinteresses, der direkten Anfrage sowie dem entstandenen Vertrauensverhältnis in der Beratung erklären. Um eine interpretative Verzerrung zu vermeiden und eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit zu erreichen, wurden Feldnotizen der eigenen Beratungen und Vorgespräche angefertigt (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 49ff.).

Insgesamt konnten vier Interviews realisiert werden. Die Klient_innen unterschieden sich in Geschlecht und sexueller Orientierung, hatten jeweils verschiedene Testanlässe und äußerten Schuldgefühle unterschiedlicher Genese, sodass Kontraste ausreichend gegeben waren. Beim Einbezug weiterer Interviewpartner_innen hätte das Themenfeld jedoch breiter eruiert werden können, und es wäre möglich gewesen, zu weiteren, besser abgrenzbaren Typen zu gelangen.

Da es bei dem zugrunde liegenden Forschungsinteresse um ein klar umrissenes (psychosoziales) »Problem« und die Erfassung von subjektiven Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen geht, erwies sich das leitfadengestützte Problemzentrierte Interview (PZI nach Witzel, 1985, 2000) in Form des offenen Leitfadeninterviews als geeignete Methode.

Die Methode liegt als »diskursiv-dialogisches Verfahren« (Mey, 1999, S. 145, nach Witzel, 2000) und aufgrund ihrer induktiv-deduktiven Vorgehensweise dicht an einer natürlichen und offenen Gesprächssituation, da das Interview die Befragten möglichst frei zu Wort kommen lässt. Durch die besondere Offenheit dieser Interviewform kann so eine selbstläufige Problemdarstellung durch die Interviewten erfolgen, wobei durch die gleichzeitige Fokussierung auf die Problemstellung dennoch ein gewisser Grad an Strukturierung und Eingrenzung erreicht wird. Vor dem Hintergrund der Offenheit des Interviews geht es um einen an den Äußerungen der Interviewten orientierten Gesprächsablauf (vgl. Rosenthal, 2015, S. 150ff.). Daher diente der Leitfaden lediglich als Orientierungsrahmen und Gedächtnis-

stütze und ordnete sich der Darstellungslogik der Interviewten unter.

Im PZI kommen methodisch erzählungsgenerierende Fragen sowie immanente Nachfragen zum Einsatz. Witzel (1985, 2000) unterscheidet dabei zwischen allgemeinen Sondierungsfragen zur Vertiefung bereits angesprochener Themen sowie spezifischen Sondierungen wie Spiegelungen und Konfrontationen mit dem Ziel, Argumentationen anzuregen. Während des Gesprächs und der Entfaltung der Problemsicht durch die Interviewten entwickeln sich dadurch immer wieder neue Aspekte zum gleichen Thema, welche teilweise auch widersprüchlich sein können und Ausdruck von individuellen Ambivalenzen, Orientierungsproblemen, Interessenswidersprüchen und Entscheidungsdilemmata sein können. Die interviewende Person kann dabei einen aktiveren Part einnehmen, ohne jedoch die Problemsicht der Befragten zu überdecken. So hilft das aktive Nachfragen dabei, den Gegenstandsbereich in seiner Vollständigkeit abzutasten und weiter zu explorieren.

In diesem Sinne zeigt das Problemzentrierte Interview Ähnlichkeiten zu Prinzipien der klient_innenzentrierten Gesprächsführung sowie der systemischen Beratung, wie eine wertschätzende, empathische und bewertungsfreie Grundhaltung sowie Hypothesenbildung und Zirkularität (Schlippe, 2016; Weinberger, 2011). Zwar ist ein qualitatives Interview nicht mit einer Therapie oder Beratung zu verwechseln, dennoch bieten sich diese systemischen und klient_innenzentrierten Grundhaltungen und Gesprächstechniken auch in einem Interview an, um einen gewissen Reflexionsgrad der Interviewten zu ermöglichen und das Themenfeld »systemisch« zu beleuchten. Diesbezüglich beschreibt Rosenthal (2015, S. 152), dass die Interaktion zwischen interviewter und interviewender Person auch in offenen Interviews nicht als Störung angesehen wird, sondern selbst ein wesentlicher Bestandteil des Forschungsprozesses ist.

Der Interviewleitfaden untergliederte sich in mehrere Themenblöcke, welche an der zugrunde liegenden Fragestellung und

den themenrelevanten Theorien und Vorüberlegungen orientiert waren. Um eine narrative Gesprächsstruktur zu ermöglichen, war jeder Themenkomplex mit offenen, beschreibungs- oder erzählgenerierenden Fragen und jeweiligen spezifischen Nachfrageideen versehen.

Witzel (1985) schlägt für den Beginn des Interviews eine offene, vorformulierte Einleitungsfrage als Mittel der Zentrierung des Gesprächs auf das zu untersuchende Problem sowie als Erzählstimulus vor. Nachdem zunächst die Formalien (Einverständniserklärung, Anonymisierung, Tonbandaufnahme, gewünschte Ansprache etc.) sowie das Erkenntnisinteresse und die Form des Interviews besprochen wurden, diente zumeist die Frage nach dem Anlass des Aufsuchens der Beratungsstelle und dem Erleben der Gesamtsituation als Gesprächseinstieg. Darüber hinaus wurden Fragen gestellt zur Risikobewertung in Bezug auf HIV, zu den Motiven und Gefühlen hinsichtlich der zugrunde liegenden (sexuellen) Situation, den HIV-bezogenen Ängsten und Assoziationen sowie zur Rolle von Schuldgefühlen in der Situation. Über die aktuelle Lebenssituation hinaus wurden auch Fragen zur Beziehungs- und Familiengeschichte gestellt. Am Ende des Interviews hatten die Klient_innen noch einmal Gelegenheit, offengebliebene Inhalte anzusprechen oder ein zu kurz gekommenes Thema weiter zu elaborieren. Darüber hinaus erkundigte ich mich nach dem Befinden während der Interviewsituation und der aktuellen Verfassung, um einen weiteren Gesprächs- oder Beratungsbedarf zu klären.

Alle Interviews wurden mittels eines digitalen Aufnahmegepätes festgehalten und gemäß dem Sicherheitskonzept verarbeitet. Bei der Transkription der Interviews habe ich mich nicht nur auf besonders interessante Abschnitte beschränkt, wie es Nohl (2017, S. 49ff.) vorschlägt, sondern eine Totaltranskription vorgenommen. Die Transkriptionsregeln und die Auflösung des Transkripts wurden auf der Grundlage des Forschungsinteresses und forschungsökonomischer Gesichtspunkte erstellt. Der Interviewleitfaden, eine detaillierte Darstellung der Transkripti-

onsregeln sowie alle Transkripte befinden sich im Anhang dieser Arbeit.

Datenanalyse und Typenbildung mittels Dokumentarischer Methode

Als Auswertungsverfahren wurde die Dokumentarische Methode (nach Bohnsack, 2014; Bohnsack et al., 2013; Nohl, 2017) gewählt. Diese steht in der Tradition der Wissenssoziologie von Karl Mannheim und der Ethnomethodologie von Harold Garfinkel. Durch die Dokumentarische Methode wird ein Zugang »nicht nur zum reflexiven, sondern auch zum handlungsleitenden Wissen der Akteure und damit zur Handlungspraxis« eröffnet (vgl. Bohnsack et al., 2013, S. 9). Daher lassen sich durch diese Methode nicht nur die subjektiven Perspektiven und Orientierungen der Interviewten rekonstruieren, sondern auch deren Erfahrungen, aus denen diese Orientierungen hervorgegangen sind, mit dem Ziel, das Zusammenwirken gesellschaftlicher Strukturen und individueller bzw. kollektiver Handlungen zu erkennen (vgl. Kleemann et al., 2013, S. 156). Dabei unterscheidet Karl Mannheim (1964, nach Nohl, 2017, S. 4ff.) zwei verschiedene Sinnebenen. So geht es bei der Dokumentarischen Methode weniger um den immanenten Sinngehalt, also um das, was wörtlich explizit gemeint ist (intentionaler Ausdruckssinn), oder darum, welche allgemeine Bedeutung (Objektsinn) eine Aussage hat, sondern um den Dokumentsinn. Es geht hier also nicht um die Darstellung dessen, was die gesellschaftliche Realität in der Perspektive der Akteur_innen ist, sondern darum, *wie* diese Praxis hergestellt wird und welche Orientierungsmuster sich in den geschilderten Erfahrungen dokumentieren. Unter Orientierungsmustern werden zwei Wissensformen verstanden, welche im wechselseitigen Bezug aufeinander das Alltagswissen und -handeln der Menschen bestimmen: Orientierungs-

schemata umfassen dabei das Wissen um institutionalisierte normative Vorgaben und Erwartungen der Gesellschaft, während Orientierungsrahmen durch konkrete Sozialisationserfahrungen (z. B. aufgrund von Milieu-, Generations- oder Geschlechtszugehörigkeit) erworbene, sozial geprägte Denk- und Handlungsmuster darstellen (vgl. Bohnsack, 2014, S. 132f.). Es handelt sich dabei um kommunikatives (gesellschaftliches) und konjunktives (milieuspezifisches) Wissen, über welches die Akteur_innen selbst verfügen. Im Sinne der Wissenssoziologie Karl Mannheims wird also nicht davon ausgegangen, dass die Wissenschaftler_innen »mehr wissen als die Akteure und Akteurinnen, sondern davon, dass letztere selbst nicht wissen, was sie da eigentlich alles wissen« (Bohnsack et al., 2013, S. 12; Hervorh. i. O.). Somit verfügen sie über implizites oder atheoretisches Wissen, welches ihnen reflexiv nicht ohne Weiteres zugänglich ist und kommuniziert werden kann. Die Aufgabe besteht also darin, dieses atheoretische Wissen zur begrifflich-theoretischen Explikation zu bringen (vgl. ebd., S. 12). Die Dokumentarische Methode bleibt damit einerseits dem Wissen und den Relevanzen der Interviewten verpflichtet, ohne aber an deren subjektiven Intentionen und Common-Sense-Theorien gebunden zu bleiben, diesen sozusagen aufzusitzen (vgl. ebd., S. 241ff.). Es geht also darum, sich von den im Problemzentrierten Interview geäußerten Reflexionen und Argumentationen zu lösen, um das dahinterliegende atheoretische Wissen und den dokumentarischen Sinn zu rekonstruieren.

»Erst dann, wenn wir versuchen, das »Symptom« in seiner aus der Situation resultierenden Sinnhaftigkeit zu begreifen, beginnen wir, dokumentarisch zu interpretieren« (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 284).

Insofern werden die geäußerten Schuldgefühle der Klient_innen als »Symptom« verstanden und hinsichtlich ihrer Sinn-

haftigkeit untersucht. Dabei läuft der gesamte Forschungsprozess auf eine Identifizierung und den Vergleich von Orientierungsmustern durch komparative Analyse von fallspezifischen Besonderheiten und fallexternen Gemeinsamkeiten hinaus. Letztlich mündet dieser Prozess in einer sinngenetischen Typenbildung, welche die gemeinsamen Sinnstrukturen zusammenfasst.

Die dokumentarische Interpretation lief in folgenden Schritten ab:

1. *Formulierende Interpretation*: In diesem ersten Schritt wurde ein thematischer Verlauf der gesamten Transkripte angefertigt, in dem das Was des Gesagten durch die Wiedergabe des thematischen Gehalts freigelegt wurde. Dabei wurden Ober- und Unterthemen identifiziert und in zentrale Kategorien eingeordnet. Hierbei ließen sich in einem induktiv-deduktiven Verfahren jene Themen identifizieren, welche hinsichtlich der Forschungsfrage besonders interessant waren und zu denen sich die Befragten besonders intensiv geäußert hatten (vgl. Nohl, 2017, S. 30f.). Folgende Kategorien wurden gebildet (Tabelle 1), in deren Rahmen die darauffolgenden Interpretationsschritte vollzogen wurden.

Kategorie	Thematischer Gehalt
Schuldgefühle	Verantwortung, gesellschaftliche Normen, moralische Prinzipien, eigene Überzeugungen, Selbstbild, HIV-Risiko, Schuldzuweisung, Relativierung, Wiedergutmachung
Risikobewertung	Promiskuität, »Risikogruppen«, Prävention, Sicherheit, Beziehung, Prostitution
Risikomanagement	Vertrauen, Liebe, Kontrolle, Einschränkungen, sexuelle Lust und Wünsche, Ausbruch, Sicherheit
HIV/Aids	Stigmatisierung, sozialer Ausschluss, persönliche Folgen, Krankheit, Schuld, Strafe
HIV-Test und Beratung	Scham, Bewertung von außen, Stigmatisierung, Absolution, Erleichterung

Tabelle 1: Kategorien und thematischer Gehalt der Interviews

2. *Reflektierende Interpretation*: Während die formulierende Interpretation dem Was eines Interviewtextes gewidmet war, galt die reflektierende Interpretation dem Wie. So stand hier die Frage im Mittelpunkt, in Bezug auf welche Orientierungsmuster ein Thema behandelt wurde. Dabei wurde zunächst eine formale Interpretation und Textsortentrennung³¹ der ausgewählten Interviewpassagen eines Falles vorgenommen, da diese Aufschluss über die Semantik des Textes gibt. Auch die Art der Fragestellung wurde einer formalen Analyse unterzogen, um die darauffolgenden Schilderungen besser einordnen zu können. Darüber hinaus wurden die Schilderungen dahin gehend untersucht, was sich in den Äußerungen über den Fall zeigt, welche Bestrebungen und/oder Abgrenzungen in den Äußerungen enthalten sind und welches Prinzip oder welcher Sinngehalt Grundlage der Äußerungen sein kann. Dies geschah durch eine Analyse der Abfolge der Äußerungen (Sequenzanalyse). Bei der Rekonstruktion des Dokumentsinns wird davon ausgegangen, dass auf einen ersten Erzählabschnitt nur ein zweiter, spezifischer Abschnitt folgen kann. In diesem Sinne wurde die implizite Regelmäßigkeit rekonstruiert, die den ersten Abschnitt mit dem zweiten verbindet (vgl. Nohl, 2017, S. 35ff.; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 296f.).
3. *Komparative Analyse und sinngenetische Typenbildung*: Während die formulierende und reflektierende Interpretation auf die Rekonstruktion fallspezifischer Besonderheiten und Orientierungen zielte, ging es in diesem Schritt um die Erar-

31 Dabei wurde hauptsächlich zwischen Erzählung (Darstellung von Handlungs- und Geschehensabläufen in einem zeitlichen Verlauf), Beschreibung (Darstellung von Sachverhalten), Argumentation (alltagstheoretische Zusammenfassung zu Motiven, Beweggründen und Bedingungen für eigenes und fremdes Handeln) und Bewertungen (evaluative Stellungnahmen zu eigenem und fremdem Verhalten) unterschieden. Darüber hinaus wurde

beitung einer fallübergreifenden Typik von Orientierungen. Die reflektierende Interpretation und die komparative Analyse fließen jedoch bereits dahin gehend ineinander, dass zur Rekonstruktion der impliziten Regelmäßigkeit nach minimal und maximal kontrastierenden Fällen und Äußerungen gesucht wurde, die zunächst gedankenexperimentell als Vergleichshorizont herangezogen wurden. Dazu wurde beim Interpretieren insbesondere die eigene Standortgebundenheit reflektiert, das heißt die Einbettung in den eigenen soziokulturellen Kontext, welche mit Luhmanns Worten als »Blinder Fleck« des/der Beobachtenden bezeichnet werden kann (vgl. Luhmann, 1990, S. 85, nach Bohnsack, 2014, S. 235). So gestaltet sich das Verstehen beispielsweise umso schwieriger, je weiter der/die Forschende von den Kommunikationspartner_innen biografisch und kulturell entfernt ist, aber auch umso näher diese ihrem Forschungsgegenstand sind, da so auf Wissensbestände zurückgegriffen wird, die selbstverständlich erscheinen und so das Risiko von vorschnellen Schlussfolgerungen gegeben ist (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 14ff.).

Im weiteren Verlauf wurden die Interviews fallübergreifend hinsichtlich homologer Muster und Themen miteinander verglichen, und es wurde von den gefundenen Orientierungsmustern abstrahiert (vgl. Nohl, 2017, S. 35ff.). Zunächst erfolgte eine Systematisierung der abstrahierten Orientierungsmuster innerhalb der relevanten Kategorien, welche folgender Übersicht (Tabelle 2) zu entnehmen sind:

die Diskursorganisation analysiert. Hierbei kam es vor allem auf Propositionen (Aufwerfen eines Orientierungsgehaltes), Elaborationen (Weiterbearbeitung des Orientierungsgehaltes), Exemplifikationen (argumentative Beispielanführung) und Differenzierungen (Weiterbearbeitung der Orientierung im Sinne des Aufzeigens von Grenzen) an (vgl. Nohl, 2017, S. 32ff.; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 298f.).

Kategorie	Orientierungsmuster
Schuld- gefühle	<ul style="list-style-type: none"> – Selbst- und Fremdverantwortung – Selbstentfremdung – Verletzung moralischer Prinzipien – stigmatisiertes Sexualverhalten und antizipierte Schuldzuschreibungen – »mildernde Umstände«
Risiko- bewertung	<ul style="list-style-type: none"> – »entfremdende« Sexualkontakte – »omnipräsentes« Risiko – geringe Risikowahrscheinlichkeit
Risiko- management	<ul style="list-style-type: none"> – rationale Kosten-Nutzen-Rechnung – Ausbruch aus Kontrolle, Sicherheit, Grenzen – höchstmögliche Sicherheit
HIV/Aids	<ul style="list-style-type: none"> – Konsequenz für riskantes Verhalten – HIV als »Indiz« für die Schuld – fatalistische Strafüberzeugung/Schicksal – HIV als »Ausweis« des Stigmas und der Schuld
HIV-Test und Beratung	<ul style="list-style-type: none"> – Selbst- und Fremdverantwortung – Selbstoffenbarung und Reflexion – »Indiz« für Normabweichung und Stigma – Absolution/Unschuldsbeweis

Tabelle 2: Fallübergreifende Orientierungsmuster

Es zeigten sich jedoch nicht nur fallübergreifende, sondern auch kategorieübergreifende Orientierungsmuster, aus welchen sich die jeweiligen sinngenetischen Basistypiken bilden ließen. Dabei wurden insbesondere sozio- und psychogenetische Kategorien wie Geschlecht, sexuelle Orientierung, biografische Erfahrungen und Persönlichkeitsmerkmale als Dimensionen herangezogen, um die Zusammenhänge und Konstellationen, in denen die typisierten Orientierungsmuster stehen, zu erklären. Eine mehrdimensionale soziogenetische Typenbildung konnte jedoch nicht erfolgen, da nicht genügend Vergleichsfälle einbezogen wurden (vgl. ebd., S. 43ff.).

